



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Belletristische Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Belletristische Literatur.

Neue Essays über Kunst und Literatur. Von Hermann Grimm. Berlin, 1865. Verlag von Dümmler.

Zwei Abhandlungen dieser Sammlung beschäftigen sich mit Peter v. Cornelius, seinen Cartons und der Stellung, die Berlin zu den Werken des Künstlers eingenommen hat, eine dritte charakterisirt den amerikanischen Philosophen Emerson oder giebt vielmehr den Eindruck wieder, den dieser eigen geartete Geist und seine Auffassung von Welt und Menschen auf den Verfasser gemacht haben. Andere Essays behandeln Raphaels Disputa, seine Sonette und seine Geliebte, den Verfall der Kunst in Italien, Alexander v. Humboldt, Barnhagens Tagebücher, die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate (ein Aufsatz, in welchem der Nachweis geführt wird, daß es auf ein Mißverständnis hinausläuft, wenn man auf Akademien Künstler zu bilden meint, wie auf Universitäten Ärzte und Juristen), Goethe in Italien (wohl das Beste, was der Verfasser hier bietet, und begreiflicherweise, da in ihm ein mit jenem Triebe, der Goethe nach Italien führte, verwandtes Empfinden lebt), endlich Dante und die letzten Kämpfe in Italien, wo Grimm Wittes Meinung widerlegt, nach welcher Dante ein Gegner der politischen Richtung gewesen wäre, die jetzt in Italien zum Ziele ihrer Bestrebungen zu gelangen im Begriff ist. Bei den meisten dieser Arbeiten kann man mit den Resultaten, zu denen der Verfasser kommt, einverstanden sein, so namentlich mit der Klage über die Vernachlässigung, welche in Berlin die cornelius'schen Cartons erfahren. Bei allen erfreut ein für das Rechte, Hohe und Schöne lebhaft empfindendes Gemüth und eine edle Sprache voll Anmuth und Wohlklang, voll Ruhe und Klarheit, ein Stil, den man als einen sonnigen bezeichnen kann, und in dem die betreffenden Gegenstände wie Bilder auf Goldgrund erscheinen. Bisweilen freilich vermißt man in der Stimmung, aus der dieser Stil hervorgeht, die kritische Begabung, und es scheint, als tauche der Verfasser seine Feder mehr, als erlaubt, in Liebe und Bewunderung. Seine Bilder ermangeln dann der Schatten, seine Urtheile der Objectivität, es ist ein lyrischer Zug darin. Wir erfahren mehr von dem warmen Wohlgefallen, welches die Gegenstände dem zu uns Redenden einflößten, als von den Gegenständen, wie sie an und für sich sind. Solche Stellen sind nicht gerade sehr häufig, und selbst da, wo wir ihnen begegnen, kommt es nicht leicht zu völlig irriger Auffassung, da ein so feiner Kopf und ein so gebildeter Geschmack wie der des Verfassers dieser Essays selten fehlgreift. Aber der rein beschauliche Ton, das starke Vornwägen der Bewunderung giebt dem

Ganzen etwas Weiches und Weibliches, und wenn man das Buch weglegt, bleibt von den Gegenständen, die es bespricht, mehr die Erinnerung eines Genusses als ein festes reales Bild zurück. Es wird auch solche Naturen geben müssen, und man kann sie in ihrer vornehmen Weise beneiden, aber die Wahrheit verlangt, um erkannt und dargestellt zu werden, doch mehr als diese edle Einseitigkeit.

Jüngstdeutsche Lyrik und ihre hervorragendsten Charaktere. Randzeichnungen zur Literaturgeschichte von Dr. Arthur Levysohn. Grünberg, Verlag von W. Levysohn.

Ein wenig zu burschikos und zu blumen- und bilderreich für die Sprache der Kritik, aber im Ganzen von gesundem Urtheil und gutem Geschmack. Einen Ton tiefer gestimmt etwa, würden die meisten seiner Charakteristiken der deutschen Lyriker von 1848 bis heute mit dem übereintreffen, was wir über diese Poeten zu sagen hätten. Wilhelm Herz würden wir höher stellen als er, seine Meinung über die münchener Schule unterschreiben wir, Gustav Kühnes und Arnold Schloenbachs zu erwähnen würden wir unterlassen haben.

Anthologie deutscher Lyriker seit 1850. Herausgegeben mit literarhistorischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen von Dr. Emil Kneschke. Mit dem Porträt Emanuel Geibels. Leipzig, Verlag von Carl V. Pock. 1865.

Der Geschmack, der sich in der Einleitung äußert, ist ein sehr toleranter und weitherziger, das Urtheil unsicher und unselbständig. Unter den 144 deutschen Lyrikern, von denen die Blumenlese Gedichte mittheilt, befinden sich eine nicht geringe Anzahl, die, wenn das, was hier doch wohl als ihre beste Leistung abgedruckt ist, besser nicht von den Todten erweckt worden wären. Man vergleiche z. B. die Gedichte von Julie Burow, Albert Traeger, Ferdinand Stolle, Marie Clausniger, W. Constant (v. Wurzbach), Adolf Peters, Theodor Apel, die doch kaum ein Anrecht haben, über die engsten Kreise hinaus bekannt zu sein. Oder war es dem Sammler etwa darum zu thun, von allem, was seit fünfzehn Jahren als lyrische Dichtung gedruckt worden, eine Probe zu geben?

Gedichte von Albert Möser. Leipzig, Verlag von G. Matthes. 1865.

Sonette, Oden meist in classischen Versmaßen, alcäische, sapphische Strophen, Distichen u. s. w. so rein und schön, wie Platen sie je gemacht hat. Der Inhalt meist schwermüthige Gedanken und Empfindungen, Seufzen und Sehnen empor aus dieser nichtigen gemeinen Welt in die Heimath der idealen Liebe, aus der Natur hinaus in das hinter derselben Verborgene, wie sich Schopenhauer ausdrückt, dessen Schüler der Dichter zu sein scheint. Wir bedauern diesen Irrweg und wünschen aufrichtig Anstoß und Kraft zur Umkehr in gesundes Empfinden; denn diese Gedichte bekunden nicht bloß, was heutzutage eben nichts Ungewöhnliches mehr ist, ein schönes Talent für die Form,

sondern in mehr als einem Beispiel wirkliche poetische Begabung, tiefe Gedanken und ein warmes wahres Gefühl.

Gedichte von May Freidank. Elberfeld, 1865. Verlag von Bader.

Auch dieser Dichter gehört mit einem Theil seiner Poesien nicht zu den alltäglichen mit Reminiscenzen aus Heine und Lenau oder Herwegh hantierenden lyrischen Phrasenmachern. Vielsach geht er seinen eignen Weg, und namentlich seine poetischen Erzählungen zeigen schöne Begabung. Seine Menschen haben Fleisch und Blut, seine Naturschilderung ist originell, vortrefflich giebt er oft Farbe und Stimmung wieder. Dagegen sind die lyrischen Versuche der Sammlung meist nur mittelmäßig gelungen, es mangelt an echtem Schwung, und die rhetorische Kunstblume muß häufig die aus natürlicher Empfindung ausblühende ersetzen.

Witiko. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. Erster Band. Pesth, Verlag von Gustav Heckenast. 1865.

Witiko ist ein junger böhmischer Ritter, der im Jahre 1138, um sein Glück zu machen, aus dem Böhmerwald an den Hof des Herzogs Sobeslaw zieht, sich hier durch Tüchtigkeit empfiehlt, dem Herzog, als derselbe am Sterben ist, durch Erkundung der Beschlüsse der in Prag zusammengetretenen Adelsversammlung über die Wahl des Nachfolgers einen werthvollen Dienst leistet und dann sich im Kampfe an der Seite des neuen Herzogs Wladislaw, gegen den sich ein Theil des Adels erhoben, durch Umsicht und Tapferkeit neue Verdienste erwirbt. Wir haben also hier den Versuch eines historischen Romans vor uns, und zwar hat sich der Verfasser, wenn wir nicht irren, dabei Scheffels „Ekkehard“ zum Muster genommen und seiner Arbeit umfassende Studien der altböhmischen Culturgeschichte zu Grunde gelegt, die ihn das Colorit der Zeit bis in die kleinsten Details schildern lassen. Darin liegt aber auch der Hauptwerth dieser Erzählung, so weit sie bis jetzt geführt ist, und ein Bild von der Lebensweise, den Sitten und der Denkart der Böhmen im zwölften Jahrhundert zu geben war wohl auch der Hauptzweck des Verfassers. Viele der auftretenden Personen sind offenbar nur zu diesem Ende da, ebenso viele von den Ausflügen, die der Held des Romans in der Zeit unternimmt, wo er dienstlos auf seinem väterlichen Hofe lebt. Die Charaktere sind, wie immer bei Stifter, trotz des großen Aufwands von äußerlichen Zügen, die uns von ihnen mitgetheilt werden, nicht viel mehr als Schemen. Der Gang der Entwicklung ist schleppend, die Erlaubniß zu epischer Breite bis zur Ermüdung ausgebeutet. Mehr als ein halb Duzend Mal wird, um nur Eins anzuführen, ausführlich berichtet, wie und warum Witiko für sein graues Pferd sorgt. Bis ins Kleinste werden die Anzüge der Leichen und Zupane ausgemalt. Ihre Gespräche sind dagegen meist ziemlich inhaltlos, und das, was sie innerlich sind, hervortreten zu lassen, ist der Verfasser nur hin und wieder im Stande. Recht gut sind die

Naturschilderungen, auch die Schlacht am Berge Wysocka am Schluß des Bandes ist lebendig und anschaulich beschrieben. Der Held selbst dagegen ist ein recht wahrer, gewissenhafter und verständiger Mensch, aber uns recht erwärmen für ihn, an seinem Geschick theilnehmen können wir nicht, ja wenn wir's offen gestehen sollen, wir finden ihn wie die Mehrzahl der übrigen Personen eigentlich langweiliger als billig. Wir glauben, er hat ein hölzernes Herz unter seinem Lederwamms, er ist wohl gar ganz von Holz und nichts anderes als eine Marionette. So ist unsre Begierde zu erfahren, wie es ihm weiter gehen wird, nicht sehr stark, und nicht einmal die endliche Wiederaufknüpfung der im ersten Abschnitt begonnenen Liebesgeschichte, von der dann im ganzen Bande nicht weiter die Rede ist, wie denn die Composition überhaupt große Mängel hat, läßt uns besonders sehnlich nach sich verlangen. Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß der Verfasser bisweilen nicht deutsch, sondern österreichisch schreibt (z. B. S. 279: „Die Geladenen können sich nun in ihre Heimath begeben, und nehmen eine Freude und ein Vergnügen mit auf den Weg“, oder S. 364: „Es wird ein Bißchen Abendkost bei mir bereitet, und wohl auch noch ein Wein wird vorhanden sein“) und daß man nicht, wie S. 222 sagt: „Sämmtliche Männer trugen keine Waffen“, sondern: „Keiner von den Männern trug Waffen“.

Waldstein. Historischer Roman von Heinrich Laube. Drei Bände Leipzig, 1865. Verlag von H. Haessel.

Laube ist ein Schriftsteller, der seine Verdienste hat, aber mehr ein Talent für den Salon als für den Roman und am wenigsten ein Talent für den historischen Roman. Wer sich darüber noch nicht klar war, der mußte dessen inne werden, als Laube zuerst mit einer größern Arbeit auf diesem Gebiete auftrat. Einige wenige Kritiker ausgenommen, war man einig darüber, daß „Der deutsche Krieg“ zwar eine aus guten Studien geschöpfte, sorgfältig und mit Beachtung aller Regeln der Technik gebaute Leistung war, daß ihm aber das Beste fehlte, die natürliche Begabung für die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte. Der Roman ist infolge dessen auch, soweit wir sehen können, ziemlich spurlos über den Markt gegangen und bald vergessen worden. Dem „Waldstein“, welcher die Fortsetzung bildet, wird es kaum besser ergehen. Wie dort ein großer Aufwand von Personen, eine ungewöhnliche Mannigfaltigkeit von Situationen, geschickte Anlage, allerlei kunstvoll mit einander verschlungene Intriguen, wie dort aber auch wenig, was fesselt, überall Berechnung, fast nirgends natürliche Gestaltung, wahres Leben, echtes Colorit und die Stimmung der Zeit, in welcher der Roman sich bewegt, fast nirgends ein deutliches Hervortreten des Charakters dieser Zeit voll Noth und Gewaltthat. Statt dessen werden wir in das Spiel der Diplomatie eingeführt, welches mit feiner Feder gezeichnet ist, aber nur einen untergeordneten Theil dessen bildet, was wir hier

zu verlangen berechtigt sind. Gerade das aber scheint der Verfasser nicht darstellen zu können.

Geister und Menschen. Roman in drei Bänden von Adolf Wilbrandt. Nördlingen, 1865. Verlag der Beck'schen Buchhandlung.

Der Verfasser setzt sich ein umfassendes Ziel, er will uns am Schicksal seiner Personen den Charakter der Uebergangsepoche vom Leben für ästhetische Aufgaben zu politischem Leben, welche unser Volk gegenwärtig durchmacht, dichterisch vergegenwärtigen, und er hat sich dabei offenbar Goethes Wilhelm Meister zum Muster genommen. Die Absicht war lobenswerth, aber die Kraft, die der Verfasser zu ihr mitbrachte, nur mäßig. Herr Wilbrandt erzählt gut, seine Sprache ist sorgfältig gewählt, seine Helden wissen in ihren Gesprächen gebildet und selbst geistvoll zu sprechen, das Ganze aber läßt uns kalt. Es fehlt an Wärme und Leidenschaft, allenthalben tritt hervor, daß der Verfasser mehr reflectirt als schöpferisch thätig ist, die Personen ermangeln der plastischen Greifbarkeit, wir glauben nicht recht an sie, und da uns dieser Mangel nicht durch andere Vorzüge ersetzt wird, langweilen wir uns und bedauern, daß das Wissen und die Gefinnung, welche der Verfasser bekundet, nicht zu einer seinem Wesen angemesseneren Arbeit verwendet worden sind.

Erzählungen bei Mondenschein. Neue Novellen von M. Solitaire. Leipzig, 1865. Verlag von H. Matthes.

Die beste von diesen fünf Novellen möchte „Des unseligen Jakob seliges Ende“ sein. Der ziemlich fruchtbare Verfasser ist in seiner Art zu schreiben und in seinem Geschmack eine Mischung von Clemens Brentano und Hoffmann, Romantiker mit einer humoristischen Ader und zugleich mit Vorliebe für das Groteske, Wilde, Grauenhafte und Phantastische in der natürlichen und geistigen Welt. Mit einer gewissen Virtuosität weiß er oft die rechte Stimmung zu treffen, und wir würden ihn zu den bessern Schriftstellern dieser Richtung zählen, wenn er sich mehr auf das Maß zu halten verstände.

Humoristische Geschichten von Theodor Delckers. Leipzig, Verlag von A. Abel. 4 Bdchn.

Ein hübsches Erzählertalent, das keine großen Ansprüche auf Originalität macht und auch nicht gerade viel mit dem Humor zu thun hat, von dem man aber immerhin ein paar Novellen lesen kann, ohne sich zu langweilen. Am besten gelingen ihm kleinstädtische Geschichten und Charaktere. Bisweilen mischen sich politische Tendenzen liberaler Art ein, wie in „Fräulein Emma“, wo der Humor darin liegt, daß ein harmloser Schauspieler von einem kleinstädtischen Polizeigenie durchaus zu einem gräßlichen Hochverräther gestempelt wird.

Mit dem Zopf. Von Karl Neumann Strela. Weimar, 1865. Dittmars Buchhandlung.

Anekdoten aus der Rococozeit, deren Ton und Wesen recht gut wieder-

gegeben ist. Besonders hübsch ist die Geschichte vom weimarischen Hofkoch de Goullon, dem Verfasser eines Kochbuchs, für dessen Herausgabe sich Goethe interessirte.

Lord Byrons Werke. Uebersetzt von Otto Gildemeister. 1.—4. Bd. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1865.

Byron muß man im Original lesen, wenn man ihn ganz genießen will. So sagte man sich bisher bei einem Vergleich der Werke des Dichters mit den vorhandenen Uebertragungen, namentlich mit den Böttgerschen, und vorzüglich wenn man die lyrischen und epischen Poesien ins Auge faßte. Es schien bei dem Charakter der englischen Sprache nicht leicht, uns den Dichter in diesen Stücken viel näher zu bringen. Gildemeister hat dies geleistet. Feines Verständniß beider Sprachen, Eingelebtheit in das Empfinden und Denken des großen britischen Poeten, Beherrschung des Deutschen in vollkommenster Weise, ein Ohr für Wig und Wohlklang, ein reicher Wortschatz, um alle Schönheiten seines Gegenstandes, Stimmung, Farbe, Schwung und Gluth, Kraft und Weichheit wiederzugeben, befähigten ihn, uns Byron in einer Weise zu verdeutschen, die in der großen Mehrzahl der von ihm übersetzten Gedichte bis an die Grenze des Möglichen geht und seine Arbeit als Ganzes den besten Leistungen deutscher Uebersetzerkunst anreicht. Nur in wenigen Fällen scheint Böttger oder Hilsker (der überhaupt überschätzt worden ist) an einer Stelle mehr Glück im Copiren gehabt zu haben. Bei Weitem in den meisten halten die Vorgänger keinen Vergleich mit dem neuen Uebersetzer aus. Auch daß derselbe uns hier nicht alles, was Byron gedichtet hat, darbietet, indem er Unreifes, Mittelmäßiges und Ephemeress wegläßt, ist durchaus zu billigen. Selbst die Weglassung mehrerer Dramen, wie „Werner“, „Marino Falieri“, „die beiden Foscari“ und „der umgestaltete Mißgestaltete“ finden wir gerechtfertigt; sie gehören eben auch nicht zu den Schöpfungen des Dichters, auf die Macaulays Ausspruch Anwendung leidet, nach welchem „selbst bei sorgfältigster Prüfung noch immer vieles von Lord Byrons Poesien übrigbleiben wird, was nur mit der englischen Sprache selbst vergehen kann“. Die bisher erschienenen vier Bände bringen die poetischen Erzählungen vollständig, dann den „Ritter Harold“, die Mehrzahl der lyrischen Gedichte Byrons und die vier Dramen „Manfred“, „Kain“, „Himmel und Erde“ und „Sardanapal“.

Helge. Ein Gedicht in Romanzen von A. Dehlenschläger. Uebersetzt von Gottfried v. Leinburg. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1865.

Ein dänisches Seitenstück zu Tegners Frithjofsage, in vortreffliche deutsche Verse übertragen, aber an innerem Werth dem schwedischen Romanzeneyklus nicht gleich, wie denn die Zeit überhaupt vorbei ist, wo man auch in Deutschland in Dehlenschläger den „nordischen Goethe“ sah.

Die Lustspiele des Plautus. Deutsch in den Vermaßen der Urschrift

von J. J. C. Donner. Zweiter Band. Leipzig und Heidelberg. C. F. Wintersche Verlagsbuchhandlung. 1865.

Enthält „Die Kriegsgefangenen“, „Die Zwillinge“ und den „Hausgeist“ und zeigt dieselben Vorgänge, die wir den drei Stücken des ersten Bandes nachzüräumen hatten.

Adelbert von Chamisso's Werke. Fünfte vermehrte und berichtigte Auflage. 6 Bände. 8. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1864.

Die neue Auflage, von der Verlagsbuchhandlung elegant ausgestattet, ist ihrem Inhalt nach theils passender geordnet, theils wesentlich bereichert, letzteres zunächst durch Einfügung verschiedener bisher in Zeitschriften zerstreuter oder noch völlig ungedruckter Gedichte, dann durch Ausfüllung von Lücken in den Bänden, welche das Leben und die Correspondenz des Dichters enthalten. Zu letztgenanntem Zweck war dem Bearbeiter dieses Theils der neuen Auflage ein reiches Material, namentlich in dem Nachlaß Chamisso's dargeboten, und so geben die betreffenden Bände hier einen beträchtlich vollständigeren Ueberblick über das Leben des Dichters als in der früheren Gestalt.

Culturgeschichtliches aus der Urschweiz.

Neue culturhistorische Bilder aus der Schweiz von Eduard Osenbrüggen. Leipzig, Verlag der Neßberg'schen Buchhandlung. 209 S. 8.

Mit vielem Interesse lasen wir s. Z. die erste Sammlung dieser Bilder, namentlich das, was der Verfasser darin von noch lebenden Rechtsalterthümern in der Urschweiz mittheilte, und mit nicht geringerem Interesse folgen wir ihm hier, wo er uns weiter, durch das Wäggethal, nach Schwyz und dann nach Versau, nach dem Seelisberg, Uri, Luzern und zuletzt nach Solothurn führt. Recht anmuthig sind seine Schilderungen von den Landschaften, die er im Lichte vergnügter Ferienlaune durchstreift, und noch lieber begleiten wir ihn, wo er uns, vom großen Touristenweg abbiegend, mit der Sitte und Denkweise des Volkes bekannt macht, mit dem er sich gern in Gespräch einläßt, und von dessen Leben er manches charakteristische Bild für seine Mappe gewinnt. Ganz besonders werthvoll aber sind auch hier wieder die Mittheilungen, die er uns von dem Rechts- und Verfassungsleben der Bergcantone macht. Wir treffen

Grenzboten III. 1865.

38